



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die Verlagsbuchhandlung hat, meine ich, alle Ursache, mit dem Erfolg ihres Preisauschreibens zufrieden zu sein. Auch ist dadurch bewiesen worden, daß es noch Schriftsteller in Deutschland giebt, die für das Volk zu schreiben verstehen, wenn auch schwerlich einer Kalendergeschichten fertig brächte, wie sie Ludwig Anzengruber verfaßt hat, und wie sie außer ihm vielleicht noch Rosegger gelingen. Betrachtet man jedoch das Preisauschreiben vom berufsmäßig-schriftstellerischen, vom sozialen, endlich vom dichterischen Standpunkte, so ergibt sich kein erfreuliches Bild: unter 310 Arbeiten 80, die druckreif sind, 60 leidliche und 20 gute — die Schreibseuche hat einen bedenklichen Umfang angenommen, und man scheint vielfach anzunehmen, daß es leichter sei, eine Erzählung zu schreiben als einen Bericht abzufassen oder gar einen Strumpf zu stricken. Dabei die namentlich in den Motivi der Erzählungen hervortretende Eitelkeit, ja der Größenwahn der Verfasser! Je erbärmlicher die Arbeit, desto mehr Selbstvertrauen trägt in der Regel ihr Verfasser zur Schau, bemerkte sehr richtig einer meiner Mitrichter. Auf einer der schlechtesten Erzählungen stand: „Jeder treibe die Kunst, die ihn der Genius lehrt!“ Wenn man nur den Leuten beibringen könnte, daß zum Verfassen von Romanen und Novellen doch ein bißchen mehr gehört als die Fähigkeit, einen leidlichen Brief zu schreiben und aus zehn gelesenen Werken notdürftig das elfte zusammenzuleimen! Aber das ist eine Aufgabe, die von Tag zu Tag weniger lösbar erscheint. In meinen pessimistischen Stunden fürchte ich bisweilen, daß einmal die ganze wirkliche deutsche Dichtung und Litteratur in einer großen, von männlichen und weiblichen Dilettanten und Handwerkern heraufbeschwornen Tintensündflut ertrinkt.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Bedeutungsvolle Paarungen. Wenn ein alter Geizhals plötzlich einmal freigebig wird oder ein alter Stammgast die Kneipe wechselt, so sagt man, der Mann wird bald sterben. Jetzt scheinen das Zentrum und die nationalliberale Partei dem Tode nahe zu sein, denn etwas ungewöhnlicheres und — sofern man ihr ursprüngliches Wesen in Betracht zieht — unnatürlicheres konnten beide nicht thun, als sich zur Durchführung des „großen nationalen Werkes“ gegen jedermanniglich mit einander verbünden und hinter den Kulissen Abmachungen treffen, wie sie sonst von den Konservativen abwechselnd mit dem Zentrum und mit den Nationalliberalen getroffen zu werden pflegten. Die Motive des Zentrums liegen auf der Hand; freilich könnte es ihm wohl begegnen, daß es seine glänzende Position mit der Gunst der Mehrzahl seiner Wähler erkauft hätte — Blätter wie der Westfälische Merkur geben ihren Unwillen unverhohlen kund —, und dann wäre in der That der Wechsel in der Liebe für den einen Teil des neuen Liebespaares

der Vorbote eines Schlaganfalls gewesen. Weniger klar liegt die Sache bei den Nationalliberalen. Vielleicht wirkt für sie der Wunsch bestimmend, sich um jeden Preis aus der Abhängigkeit von den Konservativen zu befreien. Die heftige Sprache der Nationalzeitung gegen die Agrarier und die an Wohlwollen streifende Objektivität, mit der die Kölnische Zeitung alles bespricht, was das Zentrum und die Linke bis in deren äußersten sozialdemokratischen Flügel hinein betrifft, lassen deutlich erkennen, daß sich in den leitenden Kreisen der Partei ein gründlicher Umschwung der Gesinnung und Stimmung vollzogen hat. Übrigens soll nicht geleugnet werden, daß sachliche Gründe für die baldige Erledigung des bürgerlichen Gesetzbuchs vorliegen, und wenn diese nicht wirklich am Ende — was ja das allererfreulichste wäre — das allein bestimmende gewesen sind, so haben sich doch wahrscheinlich beide Parteien wenigstens eingeredet, sie hätten sich beim Abschluß dieses Kartells ad hoc nur durch diese Gründe leiten lassen. Dargelegt hat sie Herr Lieber am 19. Juni. Er meinte da, es seien in der nächsten Zukunft das Handelsgesetz, das Gesetz über die Zwangsvollstreckung und das über die Grundbuchordnung, dann Gesetze über die Zivilprozeß- und die Konkursordnung, vielleicht auch noch ein Versicherungsgesetz und eins über das Verlagsrecht zu erledigen. Für alle diese Gesetze bilde das bürgerliche Gesetzbuch die Grundlage, und außerdem sei es wünschenswert, daß sie noch von demselben Reichstage beraten und beschloffen würden, von denselben Männern, die sich in diese Materien eingearbeitet haben. Das gilt umsomehr, als es sich nur um eine ganz kleine Anzahl von Männern handelt, um die Kommissionsmitglieder, die auch fast ausschließlich an der Beratung im Plenum thätig Anteil nehmen. „Der sachliche Wert der Spezialberatung, schreibt die Frankfurter Zeitung, hängt nicht davon ab, ob zweihundert Abgeordnete im Reichstage noch nicht übermüdet und abgearbeitet sind, sondern davon, ob die zweiundzwanzig oder noch weniger, die die Beratung führen, sich nach monatelangem Arbeiten noch frisch genug fühlen. Diese Märtyrer, die sich von Anfang an und namentlich in monatelangen Kommissionsberatungen um das bürgerliche Gesetzbuch verdient gemacht und gleichzeitig fast ohne Unterschied der Partei eine gewisse väterliche Zärtlichkeit dafür gewonnen haben, die sind allerdings alle so ziemlich am Ende ihrer Leistungsfähigkeit. Es giebt nicht viele besoldete Beamte von ähnlicher Hingabe wie diese diätenlosen Parlamentarier.“ Das ist aber ein Grund nicht gegen, sondern für die baldige Durchberatung; denn erstens kann, da die Ansichten dieser Männer über jeden einzelnen Punkt längst feststehen, in der Debatte, und würde sie noch den ganzen nächsten Winter hindurch geführt, nichts wesentliches mehr an dem Entwurfe gebessert oder verschlechtert werden, und zweitens: wozu diesen Abgeordneten die unnütze Verlängerung der Dual bis in den nächsten Winter hinein auferlegen, wenn sie jetzt in einer Woche fertig werden können? Wir unsrerseits haben diesem Gesetzbuche kühl gegenübergestanden, nicht weil uns sein Inhalt mißfiel, sondern weil die Redensarten von dem großen nationalen Werke und von dem Verlangen des Volks darnach eben Redensarten sind, und weil wir es für bedenklich halten, das Recht in Beziehung auf die Ehe, den Arbeits- und Dienstvertrag, die Wohnungsmiete, das Pfändungsrecht und ähnliche Materien in einer Zeit festzulegen, wo sie alle Gegenstand einer heftigen Gährung sind; könnte es doch wohl kommen, daß der Abgeordnete Bebel mit seiner Prophezeiung Recht behielte, das neue Gesetzbuch werde nicht hundert Jahre halten, wie das in mancher Beziehung bessere preußische Landrecht. Aber wenn die Sache einmal gemacht werden soll, dann haben wir nichts dagegen, daß sie bald gemacht werde.

Das Widerstreben der Konservativen, das sich übrigens nicht, wie das der Antisemiten, bis zur Obstruktion gesteigert hat — nur in der großen Hasenschlacht wurde damit einmal gedroht —, ist nur aus dem Wunsche zu erklären, die Regierung bei jeder Gelegenheit fühlen zu lassen, daß man nicht zufrieden mit ihr ist. Gründe für diese Unzufriedenheit lassen sich nur zwei denken. Erstens ist die Regierung immer noch nicht agrarisch genug. Die Korrespondenz des Bundes der Landwirte schreibt in einem Nachruf auf den preußischen Landtag, nachdem sie das Scheitern der Hauptvorlagen erwähnt hat: „Auch der Landwirtschaft hat die verfloßene Landtagsession nicht viel gebracht, obgleich manches immerhin erwähnenswert ist, wie der Nachschuß von zwanzig Millionen Mark zur Zentralgenossenschaftskasse und das Gesetz über die Kleinbahnen. Wir machen dem Landtage daraus keinen Vorwurf, denn die Mehrheit beider Häuser des Landtags ist unbedingt agrarfreundlich [so!]. Die wirksamsten Mittel zur Hebung der Landwirtschaft liegen auf dem Gebiete der Reichsgesetzgebung, und ferner weiß man ja, wie die Stimmung in den Regierungskreisen ist.“ Der zweite Grund dürfte in der Zusammensetzung der Regierung liegen. Sozialdemokratische Blätter werden Recht haben mit der Ansicht, daß die altpreussischen Junker die hohen Regierungsämter als ihr Monopol betrachten und daher einer Regierung, in der der Süden und der Westen Deutschlands ziemlich stark vertreten sind, ja in der sogar ein „Ausländer“ den Reichskanzlerposten inne hat, mit Abneigung gegenüberstehen. An Popularität können die preussischen Konservativen durch solches Verhalten unmöglich gewinnen, und daß sie für eine Jagdfrage von untergeordneter Bedeutung ein weit lebhafteres Interesse zeigen als z. B. für die Regelung des Arbeitsvertrages im bürgerlichen Gesetzbuche, wird ihnen auch schwerlich neue Freunde werben. Wir glauben gern, daß der Schaden, den die Hasen anrichten, sehr unbedeutend ist, aber dann entsprach es um so weniger der Würde einer vornehmen Partei, der Entschädigungspflicht wegen so viel Aufhebens zu machen.

Noch auffälliger als das Kartell zwischen Zentrum und Nationalliberalen ist die Übereinstimmung Stumms mit Bebel in einer wichtigen Frage. Man muß sich dabei nicht bloß die gegenseitige Gesinnung der beiden im allgemeinen vor Augen halten, sondern besonders an das Wort erinnern, das der Freiherr in der Debatte über den Zukunftsstaat gesprochen hat, das sozialdemokratische Ideal sei ein Mittelding von Zuchthaus und Kaninchenstall; und nun spricht er in der Sitzung vom 25. Juni: „Es hat mich gewundert, daß in der Kommission die Sozialdemokraten eine bessere Würdigung der Stellung der Frau hatten als die mir näher stehenden Parteien.“ Nimmt man hinzu, daß am Tage vorher Bebel, ohne den Unwillen der Konservativen zu erregen, dem Pastor Schall den Rat geben konnte, im Interesse seiner Partei sein Mandat niederzulegen, und daß die zahlreichen Abänderungsvorschläge der Sozialdemokraten zum bürgerlichen Gesetzbuche von den Parteien wie von den Regierungsvertretern ganz sachlich und ohne Erregung erörtert worden sind, so fragt man erstaunt, wo wohl die elektrische Spannung hingekommen sein mag, die voriges Jahr mit den gefährlichsten Entladungen uns bedrohte. Das seltsame Paar Stumm-Bebel ist auch höhern Orts aufgefallen. In der Sitzung am 26., wo um die Gescheidung wegen unheilbarer Geisteskrankheit gestritten wurde, sagte der preussische Justizminister Schönstedt: „Herr Gröber hat seine Verwunderung darüber ausgesprochen, daß ich Arm in Arm mit Herrn Lenzmann gehe. Derartige Bilder kommen öfter vor: gestern gingen Herr von Stumm und Herr Bebel zusammen, und man hat Verwunderung darüber nicht ausgesprochen.“ Was den erwähnten Streit betrifft, so sollten sich die Katholiken

darán gar nicht beteiligen. Nach ihrem Kirchenrecht ist die Ehe unauflöslich, und da der Staat diesen Glaubens- und Grundsatz nicht gelten lassen kann, also sein eigenes, dem katholischen mehrfach widersprechendes Eherecht haben muß, so haben die Katholiken in diese Angelegenheit nichts dreinzureden. So hat es die frühere katholische Fraktion im preußischen Abgeordnetenhaus vor 1866 gehalten; so oft von protestantischen Kirchen- oder von Ehesachen die Rede war, erklärte sie: Diese Sache geht uns nichts an, wir schweigen. (Erst als das schon niedergeschrieben war, lasen wir, daß der Abgeordnete Osann dieselbe Ansicht ausgesprochen hat.)

Dieser unberechenbaren Umschläge und Umgruppierungen wegen, an denen unser politisches Leben so reich ist, haben wir vor acht Tagen die parlamentarische Regierungsform in Deutschland für unmöglich erklärt. Aber die Strafe ist der lecken Behauptung auf dem Fuße gefolgt: nichts soll der Sterbliche für unmöglich erklären in dieser närrischen Welt. Der Herr Handelsminister von Verlepsch ist nicht mehr, wenigstens nicht mehr als Handelsminister, und die übereinstimmende Meinung der Zeitungen geht dahin, daß er der bürgermeisterfreundlichen Reichstags- und Landtagsmehrheit zum Opfer gefallen sei.

Für die Zivilehe. Der Sturm auf die obligatorische Zivilehe ist ja nun abgeklungen oder vielmehr aufgegeben, aber die Form, in der sie nach dem Rompromiß fortbestehen soll, würde doch, wenn sie der Bundesrat genehmigte, den Keim neuer Zwistigkeiten enthalten und jedenfalls das Recht des Staates in den Augen der Staatsbürger verdunkeln. Daher kommt ein eben erschienenenes Schriftchen, das dieses Recht in geistreicher Weise begründet, als Warnung für die Staatsmänner noch nicht zu spät. Wilhelm Schuppe, Professor der Philosophie an der Universität Greifswald, entwickelt und begründet in einer Abhandlung: Das Recht und die Ehe*) folgende Gedanken. Die Ehe ist kein Vertrag. Sie ist ein in der persönlichen Liebe zwischen zwei Personen verschiednen Geschlechts gegründetes Verhältnis, das einerseits aus derselben sittlichen Wurzel des Menschenwesens hervorgeht, dem auch das Recht und der Staat entstammen, und das andererseits Daseinsbedingung für den Staat ist. Da nun die Sittlichkeit nicht etwas von außen, etwa durch ein kirchliches Gebot, vermitteltes, sondern das echte Wesen des Menschen selbst ist, so hat auch der Staat, als der Vertreter des Gesamtwillens der Menschen, allein die Bedingungen zu ordnen, unter denen die rechtmäßige Ehe zustande kommt, natürlich so zu ordnen, daß dadurch auf die Verwirklichung des Eheideals hingewirkt wird. Würden alle Ehen nur aus persönlicher Liebe geschlossen, und wäre in jedem Paare diese Liebe so stark und so rein, daß dadurch die Erfüllung aller Pflichten der Eheleute gesichert würde, so wäre eine Autorität, die Bedingungen vorschreibt, gar nicht nötig. Da aber in unsrer durchaus nicht idealen Wirklichkeit eine solche nötig ist, und nach dem oben gesagten nur der Staat diese Autorität sein kann, so ist die obligatorische Zivilehe eine Forderung der sittlichen Natur des Staates, nicht des flachen Liberalismus. Überläßt der Staat das Eherecht der Kirche oder empfängt er es von ihr, so bedeutet das, daß der Mensch auf autonome Sittlichkeit verzichtet. Dazu käme bei uns der Staat noch in die unerträgliche Lage, seine sittlichen Grundsätze von mehreren Kirchen empfangen,

*) Bei Dr. N. Salinger in Berlin, 1896, erschienen als Sonderabdruck aus der Zeitschrift für immanente Philosophie. Was ist immanente Philosophie? Dem Wortlaute nach eine Philosophie, die in den Köpfen der Herren Philosophen bleibt und weder ausgesprochen noch gedruckt wird. Wir vermuten, daß pantheistische Philosophie gemeint sei, weil der Gott des Pantheismus der Welt immanent gedacht wird.

sich mehreren Kirchen unterordnen zu müssen. — Wir weisen auf diese Anschauung nur hin, ohne sie zu kritisieren.

Viertausend Mark kostet in Metz die Stiftung einer jährlichen Totenmesse im Dom; eine jährliche Rente von 128 Mark (Zinsfuß also $3\frac{1}{2}$ Prozent) thut freilich dieselben Dienste. So hat auf eine Anfrage das bischöfliche Sekretariat den Ausschuß beschieden, der, aus allen deutschen katholischen Kirchenschören der Stadt und Umgegend gebildet, sich die Aufgabe stellte, den 1870/71 gefallenen deutschen Kriegern ein jährliches Seelenamt zu widmen. Dem Andenken der französischen Gefallenen hat nämlich die einheimische Bevölkerung Lothringens bereits seit Jahren auf ihre Kosten jene mit besondrer Sorgfalt und Aufmerksamkeit ausgestattete kirchliche Feier im Metzger Dome zugewandt, und man wird es verstehen, daß Katholiken des Reichslandes, wenn sie sich als Deutsche fühlen, das als Auforderung empfunden haben, dafür zu sorgen, daß in dem mit deutschem Gelde ausgebauten Metzger Dome den deutschen Gefallenen römischen Glaubens dieselbe kirchliche Feierlichkeit nicht länger fehle.

Man wird die Rechnung des bischöflichen Sekretariats gewiß etwas hoch finden, zumal da sich doch die Domgeistlichkeit hätte erkenntlich zeigen können für die Freigebigkeit, deren anhaltende reiche Zuwendungen ihre Kirche schmücken. Aber das scheint sie nicht thun zu wollen, und so muß sich nun ein größerer Ausschuß mit dem Bürgermeistereiverwalter Oberregierungsrat von Kramer an der Spitze an alle Katholiken im Reiche mit der Bitte um milde Gaben wenden, „damit das schöne religiös-patriotische Werk gelinge.“ Der Aufruf geht durch die Zeitungen und wird nach mehr als einer Richtung hin Befremden erregen. Von einer solchen Sammlung bis zu einer Lotterie für ein Seelenamt ist nur noch ein Schritt; das bischöfliche Sekretariat würde vermutlich den Ertrag einer solchen Lotterie ebenfalls ohne Gewissens- oder Anstandsbedenken einstreichen.

Zufällig kommt uns ein Zeitungsbericht über die Kreissynode in Halle zu Gesicht. Dort wurde darüber Klage geführt, daß der katholische Geistliche in den Kliniken ungewöhnlich viel Tausen zuwege bringe und damit dem evangelischen Bekenntnis Abbruch thue, und daß das Mittel, dessen er sich bediene, Erlaß aller Taufgebühren sei. Sonderbare Beschwerde, das! Die Synode hätte doch besser vor der Öffentlichkeit geschwiegen und sich im Stillen geeinigt, ebenfalls auf Taufgebühren zu verzichten, namentlich gegenüber diesen meist armen Müttern.

Aus beiden Thatsachen ergibt sich klar, wohin man mit den Gebühren für kirchliche Amtshandlungen gerät, und ferner, mit wie verschiedenen Ansprüchen die katholische Geistlichkeit je nach Ort, Zeit und Gelegenheit aufzutreten weiß. Dort der bekannte gute Magen, hier das gerade Gegenteil.

Prioritäten. Prioritäten in dem Sinne, den man gewöhnlich mit dem Worte verbindet, haben bekanntlich heute für uns alle sehr an Bedeutung verloren, seit unsre meisten deutschen Eisenbahnen „verstaatlicht“ worden sind. Aber auch das, was wir hier in diesen Bemerkungen unter dem Ausdrucke verstehen wollen, hat selten die Bedeutung, die die ihm beilegen, die sich um die betreffende Sache zu kümmern pflegen. Wir meinen den Streit unter Lebenden um das frühere und bessere Anrecht auf den Inhalt einer litterarischen Mitteilung. Gewöhnlich ist der Gegenstand geringwertig (was jene andern Prioritäten bekanntlich nicht sind), weswegen es auch in solchen Streitigkeiten den vornehmern Standpunkt kennzeichnet, wenn sich jemand aus der Sache mit der Wendung zurückziehen kann, er sei nicht

so arm an Einfällen, daß er nicht auch einmal einen an jemand anders abtreten könnte. Sehr häufig ist aber auch der Besitztitel auf eine solche geistige „Priorität“ überhaupt schon ältern Ursprungs, und in diesem Falle lohnt es sich manchmal ihn aufs neue festzustellen. Denn wo das nicht von Zeit zu Zeit geschähe, könnte einem schnelllebenden und schnellschreibenden Geschlecht wohl manches hübsche Stück einer wertvollen Überlieferung unmerklich verloren gehen, insbesondre die „Prioritäten“ des Genies!

„Naid muß jedes wahre Genie sein, oder es ist keins; seine Naidität allein macht es zum Genie,“ dieser berühmte Satz Schillers steht, wie manchem bekannt sein wird, unter andern in den augenärztlichen Vesprouben von Jäger. Weniger allgemein bekannt dürfte aber eine hübsche Verbesserung sein, die diese Stelle einmal vor langer Zeit in der Gräseschen Klinik in Berlin erfuhr. Ein kleiner Kadett, dem das betreffende Blatt vorgelegt wurde, las nämlich frischweg: „Seine Majestät allein macht es zum Genie,“ worauf der berühmte Augenarzt unter dem Beifall seiner Praktikanten ausrief: „Nein, das kann Seine Majestät nicht!“ Über das geistige Eigentum also einiger solcher Genies, die nicht von Seiner Majestät gemacht werden können, wollen wir hier einige Bemerkungen geben.

Im Repertorium für Kunstwissenschaft (Jahrgang 1895) sagt ein Universitätslehrer in seiner Besprechung eines Werkes über die Anfänge der Kunst: „Als eigentliche Quelle der künstlerischen Thätigkeit nennt der Verfasser im Anschluß an Herbert Spencer mit Recht (!) den Spieltrieb.“ Nun kann man doch nicht glauben, daß ein deutscher Professor der Kunstwissenschaft nicht eine dunkle Erinnerung gehabt haben sollte an einen Satz, den schon vor hundert Jahren sein schwäbischer Landsmann Friedrich von Schiller so ausgedrückt hat: „Der Mensch spielt nur, wo er in voller Bedeutung des Wortes Mensch ist, und er ist nur da ganz Mensch, wo er spielt“ — oder wenigstens, daß er nicht gewußt haben sollte, daß der ganze fünfzehnte Brief über die ästhetische Erziehung des Menschen von diesem „Spieltriebe“ handelt. Es bleibt also nur die Vermutung, daß der deutsche Gelehrte es für gelehrter gehalten habe, den Umweg über England zu machen, um dadurch das billigere *mado in Germany* zu vermeiden, und in dem Falle wäre doch die an sich vielleicht größere Gelehrsamkeit übel angebracht, sofern sie minder gelehrte Leute irreführen könnte.

Anders liegt die Sache in einem übrigens recht hübschen Aufsätze der Grenzboten: Die Emser Legende (Heft 1). Dort lesen wir: „Es giebt zwei Arten der Geschichte. Erstens die Geschichte der Thatfachen. Die Thatfache selbst ist brutal und stumm. Sie trifft aber nicht auf Holz und Stein, sondern auf den menschlichen Geist, und dieser nimmt sofort Stellung zu den Thatfachen, er beurteilt sie; und oft genug ist die Beurteilung der Thatfachen für die Weltgeschichte wichtiger geworden als die Thatfachen selbst.“ Die Entdeckung dieses Gegensatzes wird Harnack zugeschrieben, wozu den Verfasser wohl die allerdings hübsche äußere Fassung des Gedankens verleitet hat. Es wäre aber doch bei der ganzen Entwicklung unsrer heutigen Geschichtswissenschaft höchst merkwürdig, wenn diese Entdeckung so lange auf sich hätte warten lassen. Man sollte vielmehr meinen, schon Voltaires geschichtliche Kauserien setzten diese Erkenntnis voraus. In unsrer Zeit hat vollends Ranke mehr als einmal hervorgehoben, daß der aller kürzeste, nackte, direkteste, sachlichste Bericht immer noch nicht die Thatfache selbst sei, sondern bloß ein Bericht. Aber Ranke war ebensowenig der Entdecker. Für ihn ist der Satz schon Gemeingut, wenigstens der Nachdenkenden und Wissenden. Man höre einen Ältern, nämlich Goethe in den Sprüchen in Prosa: „Willst du dem andern und

feinen Darstellungen vertrauen, so denke, daß du es mit dreien zu thun hast, mit dem Gegenstand und zwei Subjekten" (Hempel, 911), ferner: „Es gehört eine eigne Geisteswendung dazu, um das gestaltlose Wirkliche in seiner eigensten Art zu fassen und es von Hirngespinnsten zu unterscheiden, die sich denn doch auch mit einer gewissen Wirklichkeit lebhaft aufdringen" (drängen, 933), oder „Ist es der Gegenstand, oder bist du es, der sich hier ausspricht?" (934). Endlich ganz lehrjah-artig: „Das Höchste wäre, zu begreifen, daß alles Faktische schon Theorie ist!" (916).

Wer aber hier der eigentliche Entdecker ist, wage ich nicht zu entscheiden. Vielleicht ist es diesmal ein Engländer, nämlich, soviel ich weiß, Hume, dem einst ein öffentlicher Vorgang bei einem Straßenaufmarsch ganz anders erzählt wurde, als er ihn wahrgenommen hatte, und dem dann auf seine Gegenvorstellung, daß er ja selbst von seinem Fenster aus mit zugehört habe, der Erzähler entgegnete: „Und ich habe unmittelbar dabei gestanden." Wem das begegnet ist, der konnte füglich an der „Gewißheit der Geschichte" zweifeln, und dies wäre dann der Gegenstand Goethes mit seinen zwei Subjekten!

Wieder etwas andres, und zwar etwas von ganz allgemeinem Interesse. Woher nahm Bismarck das jetzt so viel gebrauchte Wort: wir Deutschen fürchten Gott usw. oder, da er es vielleicht selbst nicht gewußt haben mag, wer hat es zuerst oder doch vor ihm gebraucht? Ich erinnere mich einmal in einem Aufsatz zahlreiche Stellen aus neuern deutschen Dichtern zusammengetragen gefunden zu haben, durch die Bismarck darauf geführt worden sein sollte. Aber sie lauteten alle nur ungefähr so, keine gab diese epigrammartige Fassung. Auf die Quelle führt hier Carlyle in seiner Ausgabe von Cromwells Reden. Cromwell spricht an einer Stelle von seinen gewappneten Reitern, den gottesfürchtigen Ironsides, die nie geschlagen wurden (Speech XI). Die erste Auflage der Reden erschien 1845. Aber schon in den Vorlesungen über Heroentum (1840) sagt Carlyle bei demselben Anlaß wörtlich: Men fearing God and without any other fear. Carlyle selbst könnte also den Satz in dieser Fassung zuerst geprägt haben. Nun kommt noch die Anwendung auf uns Deutsche hinzu, und daß die beiden großen Männer, Bismarck und Carlyle, einander nahe standen, ist bekannt.



Litteratur

Die Kirche Deutschlands unter den sächsischen und fränkischen Kaisern. (Kirchengeschichte Deutschlands, Bd. 3.) Von Albert Hauck. Leipzig, F. C. Hinrichs, 1896

Die Weltgeschichte ist überall interessant. In keiner Periode ist sie leer von Gestalten und Bewegungen, die den Historiker zu fesseln und zu dem Versuche neuer Darstellung und Beurteilung zu reizen vermögen. Aber wie sich hier und da Höhen aus dem ebenen Lande erheben, so trifft das forschende Auge auf Zeiten, die nach einer gleichmäßigen, ruhigen Entwicklung Umwälzungen und Kämpfe bringen und damit fesselnde Persönlichkeiten in reicherer Fülle; denn diese leiten die allgemeinen Bewegungen in das Welt, wo sie sich einen Weg bahnen können.

Der dritte Teil von Haucks großem Werke über die Geschichte der deutschen